# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werkthätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.] Mit der illustrirten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt". [Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mk. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 185. Mittwoch, den 11. August 1897 | 4. Jahrgang.


**Hierzu eine Beilage.**

## Die nahende Katastrophe in Indien.

Von H. M. Hyndman. — (Aus dem „Vorwärts")

I.

Für einen Engländer ist es keine angenehme Aufgabe, in einer anderen als seiner eigenen Sprache die Aufmerksamkeit auf die unheilvollen Fehler zu lenken, die seine Regierung in irgend einem Theile der Welt begangen hat. Aber die Verschwörung des Schweigens, der jetzt die gesammte kapitalistische Presse Englands in Bezug auf die Angelegenheiten Indiens huldigt, macht es nothwendig, daß die Thatsachen klar und wahr dargelegt werden überall, wo ein ehrliches Gehör zu finden ist. Der Artikel, welcher — aus der „Pet. Rep." übersetzt — im „Vorwärts" vom 9. Juli erschien, gab nur ein flüchtig gezeichnetes Bild der wirthschaftlichen Lage. Allein die Dinge gestalten sich von Tag zu Tag schlimmer, und in diesem zweiten, in zwei Theile zerfallenden Artikel gedenke ich etwas mehr ins Einzelne zu gehen. Die Deutschen, die so viel gethan haben, um in die Geschichte Indiens und der indischen Sprache und Philosophie Licht zu bringen, scheinen von der wirklichen Lage Indiens in der Gegenwart ziemlich wenig zu wissen.

Wir Engländer beherrschen Indien seit jetzt 140 Jahren. Und während dieser ganzen Zeit hat die besitzende Klasse Englands den Reichthum Indiens in der einen oder anderen Gestalt aufgesogen. Zuerst geschah es nach der richtigen Räuberart — wir schüttelten mit aller Kraft den Pagodenbaum, nichts fragend nach Recht und Gesetz. Später brachten wir die Räuberei in feste gesetzliche Formen und betrieben sie methodisch im großen Stil. Diese Methode hat ungefähr 100 Jahre lang gegolten. Meine eigene Familie hat ihren reichlichen Antheil an der Beute gehabt, und seit dem Tag, wo mein Urahn Oberst Hyndman die Truppen Raymond's am Hofe des Nizam entwaffnete, bis zu dem gegenwärtigen Tag hat unsere Familie stets irgend ein Mitglied gehabt, das dem indischen Volk die „Wohlthat" erwies, sich von ihm einen fetten, runden Gehalt und nachher eine hübsche behagliche Heimpension, im Zivil- oder Militärdienst, bezahlen zu lassen. Wir Engländer sind thatsächlich allesammt mitschuldig an dem, was geschehen ist, und der Ruin Britisch-Indiens ist nur ein weiteres Beispiel für die Verderblichkeit des kapitalistischen Systems, welches die Welt verwüstet.

Freilich die, welche sagen, die britische Herrschaft über Indien habe manches Gute bewirkt, haben bis zu einem gewissen Grade recht. Große Mißbräuche sind abgestellt, gräßliche Verbrechen sind ziemlich erfolgreich unterdrückt, Friede und eine ziemlich gute Verwaltung (innerhalb bestimmter Grenzen) sind hergestellt, freie Diskussion ist im großen und ganzen erlaubt, und die Erziehung ist nicht vernachlässigt worden.

Auf der anderen Seite sind die Eingebornen Indiens von der Regierung ihres Landes wenigstens für fünf Sechstel des großen Reichs, das wir unter dem Namen Hindostan begreifen, fast vollständig ausgeschlossen, und so der Möglichkeit jeder politischen Erziehung beraubt, und unter die Kontrole einer Körperschaft von Fremden gestellt worden, die, vielleicht gerade infolge ihrer Charakterfestigkeit, unfähig sind, mit den Eingeborenen zu sympatsisiren und die verschiedenen Rassen und Völkerschaften, über die sie zur Herrschaft berufen sind, genau kennen zu lernen und verstehen zu können. Dazu kommt — was unter solchen Verhältnissen natürlich —, daß die Gesetze, welche wir eingeführt haben, und daß unsere Art und Weise, diese Gesetze zu verwalten, für das Volk durchaus nicht passen; dergestalt, daß Verordnungen, die zum Wohl der Eingeborenen erlassen wurden, ihnen thatsächlich Schaden gethan haben, wie z. B. die Verordnungen betreffend die Geldverleiher. Die englichen Verwaltungsbeamten und Militärs sind durchschnittlich nur eine lange Reihe von Geschäftspolitikern oder „Carpet-baggers"*), wie man in England und Amerika sagt, die als junge Leute von 22, 23 Jahren nach Indien kommen, das Land nie richtig kennen lernen, und immer nach England zurückzukehren wünschen. Ihre Gewohnheiten, ihre Gedanken, ihre Anschauungen, ihre Vergnügungen, ihre Laster, ihre Manieren, ihre Spiele, — alles ist durch und durch europäisch. Und mit 45 oder 50 Jahren kehren sie nach England zurück mit einer fetten Pension, die aus den indischen Einkünften gezahlt wird.

Was immer Indien in der Vergangenheit durch Fremdherrscher erlitten haben mag, nie zuvor hat es so ungeheueren Schaden erlitten, wie durch uns Engländer. Die Raubzüge Dschingiskan's und Tamerlan's, die verschiedenen Einfälle der Mangolen, die Angriffe der Mahratten auf ihre Nachbarn nebst dem Gefolge von „Tschaut" oder Tribut — waren Kinderspiel, verglichen mit unserem kalten, grausamen System wohlmeinender Unterdrückung und hochgerechter, nicht zu sagen religiöser Räuberei.

Der Afghane und der Pathan, der Sikh, der Mahratta und der Mogul — sie stürmten durch das Land oder ließen sich in ihm nieder. Im ersteren Fall genügten ein paar Jahre, oft blos ein paar kurze Monate, um alles Unheil wieder gut zu machen, und — was Sir Charles Metcalfe so glänzend ausgeführt hat — die einheimische Dorfgemeinde erhob sich nach dem Gewitter wieder so gesund und kräftig wie je zuvor.

Im zweiten Fall wurden die Eroberer ein Theil des Volkes, das sie überwunden hatten; sie lebten unter ihm, gaben ihm Beschäftigung und mit der Zeit milderten sich die Gegensätze und entschwand die Bitterniß der Vergangenheit dem Gedächtniß des Volkes. Die große Bahmuni-Dynastie des Dekkan, so groß in ihrer Art, wie die der Abbasiden in Süd-Spanien, bewies, daß der Muhamedanismus nicht blos eine zerstörende Kraft ist. Diese Herrscher, die ihre Hauptstadt in Bidschapor hatten, eröffneten den Eingeborenen, die sie bezwungen hatten, die wichtigsten Staatsämter und selbst im Krieg machten sie wenig Unterschied zwischen Hindu und Muhamedaner. Ebenso die Moguls. Kaiser Akbar, wohl der größte Monarch, der jemals im Orient regiert hat, beschäftigte in allen Regierungsabtheilungen gleichmäßig Muselmänner und Brahmanen, und er hatte den berühmten Hindu-Radscha Toker Mull, den tüchtigsten Finanzmann, den Indien gehabt hat, zum Schatzkanzler. Welche Nachtheile das Mogul-Regiment auch gehabt haben mag — und es hatte viele — unter ihm wurden die Eingeborenen nicht Tag für Tag ihres Reichthums beraubt, und sie hatten einen Antheil an der Regierung ihres Landes.

Hier liegt das Grundübel unserer Herrschaft. Es ist eine Regierung von Fremden, durch Fremde und für Fremde. Wenn wir das vollkommenste und tugendhafteste Volk wären, das die Welt jemals gesehen, so könnten wir über dieses Grundübel, dieses organische Uebel nicht hinwegkommen. Und da wir keine solche Idealmenschen sind, sondern unser voll gerütteltes und geschütteltes Maaß von Fehlern haben, und namentlich mit einer tüchtigen Portion der Räuberneigungen unserer Wikinger-Vorfahren versehen sind, so sind die Völker Indiens unter unserem Regiment zweifellos sehr übel daran.

Betrachten wir die großen Eingeborenen-Staaten: Baroda, Indore, Gwalior, Mysore, Trawankor oder Hyderabad — was finden wir? Ein Land, das noch im wesentlichen unter der direkten Kontrolle seiner eigenen eingeborenen Regierungsbeamten steht. Alle Staaten erkennen trotzdem die britische Oberherrschaft an, und ein britischer „Resident", der eine bedeutende Macht ausübt und sie heute in der Regel nicht mißbraucht, ist bei jedem Hofe angestellt. Hier haben die Vortheile beider Systeme im ganzen freies Spiel. Friede und eine gute eingeborene Verwaltung sind gesichert, und das Volk, welches nicht die schwere Last der europäischen Verwaltung zu tragen und nicht unter dem beständigen Abfluß des Reichthums nach England zu leiden hat, erfreut sich eines vergleichsweise hohen Wohlstandes. Der Abstand zwischen den Einnahmen dieser Staaten und denen des britischen Gebiets ist augenfällig. Obgleich sie höhere Steuern zu entrichten haben, so ergeht es ihnen in jeder Hinsicht doch weit besser; und alle diese Staaten, nicht einmal das etwas unruhige Hyderabad ausgenommen, haben gefüllte Schatzkammern. Holkar, der verstorbene Maharadschah von Indore, hinterließ mehrere Millionen Pfund Sterling, und Scindia, der verstorbene Maharadschah von Gwalior, hinterließ 3 Millionen Pfund Sterling. Diese beiden aufgesammelten Geldsummen sind von der britischen Regierung zu einem sehr niedrigen Zinsfuß entliehen worden. Man sieht, es ist gar kein Grund vorhanden, warum nicht sowohl das Volk als die Fürsten Indiens reich sein sollten. Der Boden, das Klima und ein fleißiges, genügsames Volk — alles begünstigt die Aufsammlung von Reichthum.

Die englische Verwaltung bewirkt aber die Erschöpfung des Bodens und Volks.

In den Eingeborenen-Staaten wird Brachland nur mit einem Achtel der Taxe für bebautes Land versteuert. Auf dem britischen Gebiet ist die Steuer für Brachland und für bebautes Land gleich, und so ist eine direkte Prämie auf die Erschöpfung des Bodens gesetzt.

In den Eingeborenen-Staaten denkt niemand daran, in schlechten Erntejahren die Steuer zu erheben. Auf britischem Gebiet wird wenig oder kein Nachlaß bewilligt; nur der Tod steht nicht unter dem Steuereinnehmer. So geht es in allem. Lord Salisbury — zu seiner Ehre und zu seiner ewigen Schande, denn er hat die Konsequenzen nicht bis zu Ende gezogen, sei es gesagt — sah 1867, wie die Dinge stehen, und 1868 gab er und Lord Iddesleigh Mysore den eingeborenen Herrschern zurück. Von jener Zeit an bis heute ist Mysore ein blühender Staat, in weit günstigerer Lage als das angrenzende britische Gebiet, obgleich jetzt der Resident Mr. Lee Warner dem Radschah europäische Beamte aufzudrängen versucht. Und was für Mysore seit 1868 gilt, das trifft für alle Eingeborenen-Staaten zu. Eingeborenes Regiment unter leichter britischer Oberaufsicht bringt Zufriedenheit und Wohlstand. Unmittelbar britisches Regiment bringt verbissenen Ingrimm und Hungersnoth.

*) Carpet-bag (spr. kahrpetbägg) ist eine Reisetasche, und ein Carpet-bagger (kahrpetbägger) ist ein Mann, der in irgend ein Land oder in irgend eine Stelle mit einer dünnen Reisetasche geht und mit mächtigen, zum Bersten gefüllten Koffern und Kisten zurückkehrt. In Amerika wurde der Ausdruck hauptsächlich auf die Beamten des Nordens angewandt, die nach dem Krieg in die Südstaaten geschickt wurden. Wir Engländer nennen so vorzugsweise die modern anglo-indischen Beamten.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

**Mit der Kartell-Idee** beschäftigt sich die „Kreuzzeitung" in längeren Ausführungen. Zunächst legt sie klar, wie sie „zu dem Kartell gestanden hat und noch steht." Es heißt da:

„Zu der Begründung des 1887er Kartells kam von unserer Seite die Initiative. Wir wären unter ähnlichen Verhältnissen wie damals bereit, ein solches Kartell nochmals abzuschließen. Als das 1887er Kartell eine dauernde Institution werden sollte, haben wir ebenso entschieden wie erfolgreich Widerstand geleistet, und schon damals erklärt, von dem Kartell „als politischem Prinzip" wollten wir nichts wissen. Dieser unser Standpunkt ist unverändert, denn wir wollen nicht den Mittelparteilern und Nationalliberalen die Schleppe tragen. Bei einem Bündnisse so verschiedener Parteien muß das Resultat eine „Mischmaschpolitik" sein, die weder kalt noch warm, ganz gewiß aber nicht christlich-konservativ ist.

„Wie ist es nun aber mit einem Kartell ad hoc? Stellen wir uns auf den rein nüchternen Standpunkt und fragen, ob das Kartell auch in dieser Form heute überhaupt möglich sei.

„Im Jahre 1887 lebte noch der alte Kaiser, der thatkräftige Fürst Bismarck war Reichskanzler. Er gab eine von der politischen Lage getragene, zündende Wahlparole aus und in diesem Zeichen war es möglich zu siegen. Die Regierung errang eine parlamentarische Mehrheit, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß die Kartellparteien die Mehrheit der Wähler nicht unter ihre Fahne zu vereinigen vermochten.

„Bei den Wahlen von 1893 war das Kartell, wenn es auch nicht formell in die Erscheinung trat, doch noch wirksam. Aber wie war das Resultat? Es war thatsächlich ein negatives, denn die Militärvorlage wurde nur durch die Unterstützung der Polen angenommen, die man gemeiniglich nicht den Kartellparteien zuzuzählen beliebt."

Die „Kreuzzeitung" vermißt eine Wahlparole, unter welcher die Konservativen mit einem Kartell in's Feld ziehen könnten. Die Flottenfrage sei eine solche Parole nicht. „Das glaubt wohl Niemand unter uns, daß sich für uns bei Neuwahlen mit der Flottenfrage als Wahlparole große Erfolge erzielen lassen werden.

„Eine andere Wahlparole wäre der Kampf gegen die Sozialdemokratie. Räthselhaft erscheint uns nur, wie auf dieser Grundlage ein Kartell mit den Nationalliberalen abgeschlossen werden könnte. Ein Ausnahmegesetz wollen sie, wie sich soeben gezeigt hat, nicht, und wie sie sich bei der allgemeinen

Umsturzvorlage, die im Reiche geplant wurde, verhalten haben, ist auch noch in aller Erinnerung. . . .

„Nun giebt es gewiß auf der ganzen Welt keinen Menschen, der uns zutraute, daß wir das nicht nicht wünschten, aber ebenso sicher ist, daß wir es nicht erwarten. Wäre die Sozialdemokratie 1887 so stark gewesen, wie sie es heute ist, so hätte schon damals die Regierung eine eklatante Niederlage davongetragen. Bei den letzten Wahlen zählte die Sozialdemokratie 1¾ Millionen Stimmen und wer weiß, ob sie nächstes Mal deren nicht erheblich mehr als 2 Millionen erringt. Wir halten dafür, daß bei dieser Stärke der äußersten radikalen Linken an einen Kartellfeldzug mit glücklichem Ausgange überhaupt nicht zu denken ist, so lange eben die Macht der Sozialdemokratie die alte bleibt. Will man aber einen Kampf im Zeichen des Kartells führen, so muß man auch wissen, daß man siegt, denn der moralische Eindruck einer Niederlage würde ein ungeheurer sein und für die monarchischen und nationalen Interessen unseres Staatslebens geradezu eine Katastrophe bedeuten."

Also auch mit einem Kartell zur „Vernichtung der Sozialdemokratie" ist es nichts mehr! Was soll aber dann „von diesem Uebel befreien"? Auf diese Frage hat die Bismarck-Presse schon öfter geantwortet mit der Aufforderung an die Staatsgewalten, die Sozialdemokraten zur Verzweiflungsthat zu treiben, um sie niederkartätschen zu können.

**Eine Reklamenotiz** der agrarischen Presse lobt den „neuen Generalpostmeister, Excellenz v. Podbielski", über den Schellenkönig. Weshalb? Er „interessirt sich besonders lebhaft für Fragen der Volksernährung. Auf seine Anregung hat die Brandenburgische Landwirthschaftskammer dem neuen Brodbereitungsverfahren nach dem Patent Avedyck besondere Beachtung zugewendet und einen der Geschäftsführer der Kammer, den Dr. Stumpfe, beauftragt, dem Vorstande ein eingehendes Referat über das Verfahren zu erstatten, gleichzeitig ist von der Kammer Direktor Dr. Wollny aufgefordert worden, das nach dem neuen Verfahren hergestellte Brod auf Haltbarkeit, Bekömmlichkeit und Verdaulichkeit zu prüfen."

Wenn Herr v. Podbielski sich lieber für die bessere Ernährung seiner Unterbeamten, d. h. für höhere Bezahlung und kürzere Arbeitszeit „besonders lebhaft interessirte", so wäre das entschieden besser.

**Der Diedrich Hahn** läßt in der Deutschen Tageszeitung einen Schreibebrief seines Freundes Schoof abdrucken, worin selbiger Schoof sich an seiner ehemaligen Fraktion heftiglich reibt und zum Schlusse seine Mittheilung über den Abgeordneten Krause betr. Bismarcks („Krücken") aufrecht erhält mit dem Zaunpfahlwinke:

Ich glaube nicht, daß Krause selbst dies zu bestreiten wagt, da ich ihn vor nicht sehr langer Zeit in der Fraktionskneipe noch einmal daran erinnert habe. Können Sie mir die betreffende Nummer der Nat.-Lib. Korresp. nicht besorgen, dann werde ich dem schwachen Gedächtniß der Herren, mit noch schärferen Mitteln zu Hilfe kommen.

Ein diskreter, vertrauenswürdiger Parteimann, der Herr Schoof!

**Die Agrardemagogen an der Arbeit.** Die „D. Tages-Ztg." giebt zur Kennzeichnung der Stimmung im Lande die Zuschrift eines Landwirthschaftsbeamten wieder, die folgende beachtenswerthe Auslassungen enthält:

„Stillehalten?! — Jawohl! — Man muß wohl — wenn es auch schwer fällt; aber wir Landwirthe wissen, daß gegen den Willen des Herrschers des Weltalls kein Murren nützt. Dem Willen des Höchsten beugen wir uns und warten demuthsvoll, bis er uns das Gnadenantlitz der Sonne erblicken läßt. Was bis dahin von dem Erntesegen noch zu retten ist, das wird der Landmann, ob Groß- oder Kleingrundbesitzer, wenn auch wassertriefend, zu retten suchen. Aber wenn alle Arbeit umsonst, jeder gezahlte Lohn weggeworfenes Geld ist, wie soll man da noch bei der Gesinnung beharren können, deren Hort bis jetzt die Landwirthschaft war? Ja, hätten wir eine Regierung, die die Bedürfnisse ihres Nährstandes voll anerkennen und das Treiben der Schmorotzerpflanzen rücksichtslos beschneiden wollte, so würde uns wenigstens außer dem Glauben an unseren Gott noch das Vertrauen auf unsere Regierung aufrecht erhalten können, und die Kalamität würde zu überwinden sein. — Aber wie mag es allgemein in dem Herzen der besitzenden, ob großen oder kleinern oder kleinsten Landwirthe aussehen? Ich, Schreiber dieses, bin nur Beamter — Gott sei Dank kein Besitzer — beziehe mein festes Gehalt. Verlieren kann ich nichts, außer höchstens die Gesundheit. — Aber wie geht es meinem armen Herrn? Wenn ich auch nicht gesagt haben will, daß er schon wirklich so arm ist, daß diese eine Fehlernte ihn effektiv bankerott machen würde, so stehts doch schlimm . . . Bei alledem „Stillehalten"?! — Jawohl — wir werden stillehalten — aber nur dem, dessen Willen sich der christliche Glaube in Ehrfurcht beugt, sonst Niemandem. — Mit mir setzen viele meiner Gesinnungsgenossen auf den Vorstand des Bundes — unseres Bundes — das Vertrauen und bitten ihn, den Kampf zu führen bis auf's Messer, den Kampf ums Dasein."

Das veröffentlicht mit großem Behagen dasselbe Agrarier-Organ, welches in „sittliche Entrüstung" geräth, von „Umsturzbestrebungen" redet und nach der Polizeigewalt schreit, wenn Arbeiter nicht länger stillehalten wollen, wenn sie im Kampfe um's Dasein sich berechtigtermaßen auflehnen gegen Ausbeutung und Unterdrückung.

**Die Erfolge der Sozialdemokratie** bei den Bezirkswahlen im Elsaß werden noch immer in dortigen und altdeutschen Blättern erörtert. Der „Köln. Ztg." wird aus Straßburg geschrieben: „Der Kenner der elsässischen Verhältnisse wird sich über diese Erfolge allerdings nicht wundern, und vor Allem wird er sich hüten, daraus beunruhigende Schlüsse zu ziehen. Oberelsaß hat eine starke Industriebevölkerung, und wie die Dinge heute liegen, wird dort auch die Sozialdemokratie, je mehr öffentliches Leben in jene Gegend einzieht, bis zu einem gewissen Grade zunehmen, grade so wie in den Industriebezirken Altdeutschlands. Die Klerikalen, die bisher dort unbestritten herrschten, werden an ihr in Zukunft einen durchaus nicht verächtlichen Gegner finden. Allerdings giebt es noch einen Umstand, der die radikalen Parteien im Elsaß begünstigt, d. i. die fortdauernde Abneigung der vornehmeren Kreise der Bevölkerung, an dem politischen Leben Deutschlands theilzunehmen. Ihr gesunder Verstand aber läßt die Arbeiter allmälig merken, daß ihnen damit nicht gedient ist, sie wollen nicht länger einen Stein statt Brotes, und so werfen sie sich den radikalen Parteien in die Arme. Es wird deshalb bei den nächsten Reichstagswahlen im Oberelsaß der Wettbewerb der Sozialdemokraten unangenehm empfunden werden."

Das Wachsthum der Sozialdemokratie wird in dieser Notiz als durchaus nicht beunruhigend, weil nach Lage der Verhältnisse ganz selbstverständlich hingestellt. Ja, es wird unumwunden zugegeben, daß der gesunde Verstand die Arbeiter zur Sozialdemokratie führt. Wir wollen uns dieses Eingeständniß merken und diese Notiz mit einer Siegesnachricht schließen:

Straßburg i. E., 8. August. Bei der heutigen Nachwahl zum Bezirkstage im Straßburger Ostkanton wurde der Sozialist Boehle mit 1760 Stimmen gewählt. Der Kandidat der Liberalen, Bosch, erhielt 1048 und der Klerikale Masson 504 Stimmen. Die Betheiligung betrug etwa 55 pZt. der Wähler.

## Spanien.

**Einem Attentat** ist der spanische Ministerpräsident zum Opfer gefallen. Eine amtliche Depesche aus Santa Agneda vom 8. August meldet, daß Ministerpräsident Canovas del Castillo durch drei von einem Anarchisten abgegebene Revolverschüsse tödtlich verletzt wurde und um 1 Uhr Mittags mit dem Rufe: „Es lebe Spanien!" verschied. Der Mörder des Ministerpräsidenten Canovas del Castillo ist verhaftet; er ist ein Neapolitaner. Ueber die näheren Umstände des Attentats wird gemeldet: Castillo saß, eine Zeitung lesend, auf einer Bank, als sich ihm ein Italiener näherte und meuchlings drei Revolverschüsse auf ihn abfeuerte. Der Ingenieur Aspiazu und der Journalist Torres warfen sich auf den Verbrecher, der zwei weitere Schüsse abgab, ohne sie jedoch zu verwunden. Dem Advokaten Suarez gelang es, sich des Mörders zu versichern, der der Gensdarmerie übergeben wurde. Castillo wurde auf sein Zimmer gebracht, wo er verstarb, nachdem er die letzte Oelung erhalten hatte. Ueber das Vorleben des Attentäters wird gemeldet: Derselbe heißt Michele Solli, ist zu Bagha bei Neapel geboren, 26 Jahre alt, er trägt einen Bart, sowie Augengläser, er lebte einige Zeit in Barcelona, wo er die Redaktion der sozialistischen Zeitung „Ciccuria" (eine sozialistische Zeitung dieses Namens ist uns unbekannt; es giebt in Spanien überhaupt unseres Wissens nur ein sozialistisches Parteiorgan, aber verschiedene anarchistische Lokalblätter) besuchte, später bereiste er Frankreich, Belgien und England und kam im Sommer nach Madrid. Anfangs Juli wurde er in Lucera in Italien, nachdem er sich für einen revolutionären Anarchisten erklärt hatte, wegen einer revolutionär-sozialistischen Schrift zu Gefängniß verurtheilt, doch gelang es ihm, zu entfliehen. Das Gericht leitet ein summarisches Prozeßverfahren ein.

**Das Schicksal der spanischen Anarchisten.** Man schreibt aus Madrid: Von den 130 Anarchisten, welche im Fort Montjuich bei Barcelona seit Monaten gefangen sitzen und zur Verbannung aus Spanien verurtheilt wurden, haben bisher 9 Personen unter starker polizeilicher Bedeckung die französische Grenze überschritten, während 28 Personen am 30. Juli an Bord eines spanischen Dampfers in Liverpool eintrafen und von dort mit Unterstützung englischer Gesinnungsgenossen nach London gelangten. Diese Abschiebung unbequemer Staatsangehöriger nach England, welche ohne vorherige Verständigung mit der englischen Regierung erfolgte, veranlaßte den Lord Salisbury, dem spanischen Gesandten in London einige wenig schmeichelhafte Eröffnungen zu machen, welche in Spanien recht peinlich empfunden werden. Der englische Premierminister erklärte nämlich, die englischen Staatsgesetze verhinderten zwar die Landung von Fremden, die nicht wegen ihrer politischen Gesinnung aus ihrem Vaterlande flüchteten, keineswegs; aber die englische Regierung müsse doch dagegen Einsprache erheben, daß Großbritannien von einer fremden Regierung als Deportationsgebiet politisch unbequemer Personen angesehen werde. — Die französische Regierung hat sich bereit erklärt, noch eine weitere Zahl der Verbannten aufzunehmen, sofern sie vorher von den spanischen Behörden einen genauen Bericht über das Vorleben der Einzelnen erhalte. Außerdem müßten sich die Aufzunehmenden verpflichten, eine bestimmte Zeit, in der ihnen als Wohnort zugewiesenen Stadt zu verbleiben. Wenn nun aber auch noch ein oder zwei Dutzend der Gefangenen auf diese Weise nach Frankreich gelangen werden, so bleiben immer noch 60 bis 70 Personen in Montjuich, welche weder wissen, woher sie die Mittel zur Abreise, noch wo sie Aufnahme finden sollen, besonders da ihnen die Nachbarstaaten Italien und Portugal bedingungslos die Grenze verschließen. Der Ministerpräsident Canovas erklärte kürzlich, die spanische Regierung habe durchaus nicht den Wunsch, die Anarchisten noch lange in Montjuich gefangen zu halten. Wenn dieselben jedoch ihre Abreise nach einem anderen Staate nicht ermöglichen könnten, so bleibe der Regierung nichts anderes übrig, als sie nach der Kolonie Rio de Oro an der Nordwestküste Afrikas zu bringen.

Die Regierung des Herrn Canovas sucht nach Scheingründen, um die unschuldigen als Anarchisten mißhandelten und gefolterten, ihr nun aber desto unbequemer gewordenen Männer nach einer unwirthbaren Insel deportiren zu können.

## Rumänien.

**Eine furchtbare Katastrophe.** Bei Ankunft des Zuges des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, der von Sinaja, wo er dem Rumänenkönig seinen Besuch gemacht hat, nach Sofia zurückkehrte, ereignete sich am 7. d. Mts. in Rustschuk eine schreckliche Katastrophe. Das Pulvermagazin flog infolge einer Explosion in die Luft, wobei mehr als 200 Menschen verunglückten, darunter sind sehr viele Tote.

## Rußland.

**Potemkin'sche Dörfer.** Der russische Fürst Metschersky macht sich im „Grashdanin" lustig über die „internationalen Kongresse", die jetzt in Rußland abgehalten werden, und die den ausländischen Besuchern ganz falsche Vorstellungen von der russischen Kultur zu geben geeignet seien. Das ist richtig. Rußland hat sich von jeher die Schminke der Zivilisation dick auf's Gesicht geschmiert und betreibt systematisch die Täuschung des Auslands. Die Potemkin'sche Praxis dauert fort — nur in anderer Form. Jeder Fremde (nota bene der in's Land hereingelassen wird) wird, falls er zu Reklamezwecken zu gebrauchen ist, auf Weisung von oben so liebenswürdig behandelt und bekommt so hübsche Potemkin'sche Dörfer zu sehen, daß er, wenn er nicht von festerem Stoff ist als z. B. Professor Virchow, unfehlbar genasführt wird. Die internationalen Kongresse sind solche Reklamen im größten Stil. Da hat Fürst Metschersky wohl Recht!

# Lübeck und Nachbargebiete.

9. August.

**Zuzug ist fernzuhalten von Tischlern und Töpfern nach Rostock, Schlossern und Maschinenbauern nach Dänemark.**

**Achtung Holzarbeiter!** Nach den Möbelfabriken von Gebr. Wasserstradt, W. Senff, H. M. Th. Bahrdt, J. P. H. Pamperin, F. Schramm, sowie Demuth u. Co., ist der Zuzug streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.

Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

**Achtung, Bauarbeiter!** Zuzug nach Lübeck ist streng fernzuhalten. Anfragen 2c. sind zu richten an H. Holst, Lederstraße 3.

**Im Bauarbeiterstreik** ist eine Wendung bisher nicht eingetreten. Arbeitswillige aus den Reihen der Streikenden sind nicht zu verzeichnen. Auch sonst haben sich Ersatzleute für die Ausständigen, soweit ersichtlich, bisher nicht gefunden. Aufgabe der gesammten Lübecker Arbeiterschaft ist es, dahin zu wirken, daß hierin keine Aenderung eintritt.

**Ein Kreisturnfest** hat bekanntlich vorgestern und gestern Lübeck über sich ergehen lassen. Bei dem prächtigen Wetter dürften die nächstbetheiligten Geschäftsleute einen guten Schnitt gemacht haben. Das Fest nahm den üblichen Verlauf bürgerlich patriotischer Demonstrationen. Der demokratische Geist, der einst die Turnerschaft zum Opfer der Demagogenriecherei machte, ist zum Teufel gegangen, und das Bourgeoisphlegma, das in den obligaten Festreden vor einem Bismarck, dem Klassengenossen der einstigen Demokratenhasser, Bücklinge macht, ist geblieben. In der Nacht auf Sonntag hallten die sonst so stillen Gassen wieder von lauten Heilrufen, als ob sich die Judenfresser ganz Deutschlands hier ein Stelldichein gegeben hätten. Wir hörten an einer stark frequentirten Straßenecke den entrüsteten Ausruf eines Mannes, den seine Tracht als Vertreter einer gewissen Autorität kennzeichnete. Er lautete: „Das sind ja wirklich keine Menschen mehr!" In unserer Verwunderung gedachten wir zunächst, dem strengen Sittenrichter unter den Hut zu schauen, um ihn näher kennen zu lernen, besannen uns aber rechtzeitig eines Besseren und unterließen es, weil wir befürchteten, es möchte uns vielleicht als grober Unfug ausgelegt werden. Wir gingen weiter, es vorziehend, uns unsere eigenen Gedanken zu machen, was ja, solange man es nicht allzu laut betreibt, auch in Lübeck noch erlaubt ist. Wir sind bereit, sie Leuten, so sich dafür interessiren, eventuell unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit anzuvertrauen.

**Vom Submissionswesen.** Bei der gestrigen Verlesung der Resultate der Submission für Maler- und Anstreicher-Arbeiten für den Bau des Elektrizitätswerkes, Mengstraße 26, wurden von einem Freunde unseres Blattes nachstehende Angebote notirt:

| | | |
|---|---|---|
| Emil Otto . . . . | **1101,18** | **Mk.** |
| H. Drefahl . . . . . | 1220,88 | „ |
| Deichmann . . . . . | 1310,78 | „ |
| W. Edler . . . . . | 1468,67 | „ |
| Schwardt . . . . . | 1470,93 | „ |
| Scheither u. Dose . . . | 1487,04 | „ |
| E. Vogel . . . . . | 1556,79 | „ |
| H. Schmidt . . . . . | 1570,— | „ |
| W. Kohlhoff . . . . . | 1711,63 | „ |
| C. Meyer . . . . . | 1714,42 | „ |
| W. Heinsohn . . . . . | 1730,— | „ |
| H. Boht . . . . . | 1750,— | „ |
| C. Wriedt. . . . . | **2025,22** | „ |

Lehrreiche Zahlen! Bei einem Höchstangebote von nur reichlich 2000 Mk. eine Differenz gegen das Mindestangebot von **924,04 Mk.!!!** Ein Unternehmer macht so ein kleines Stück Arbeit für **nahezu die Hälfte** des Preises, den ein anderer beanspruchen zu müssen glaubt! Es würde sich wirklich der Mühe lohnen, wenn einmal unparteiische Sachverständige ausrechneten, wie

das möglich ist. Eine herrliche Blüthe des Submissionswesens!

**Recht reges Interesse** scheinen die unter der Flagge H.-D. segelnden Tischler an ihrem neuen Verein zu haben. Wie wir einem Berichte des Amtsblattes entnehmen, mußte die zu Sonnabend behufs definitiver Konstituirung einberufene Versammlung vertagt werden, weil der provisorische Vorstand nicht erschienen war. Das fängt ja heiter an! Die „Eisenbahn-Zeitung" verschweigt wohlweislich das amusante Faktum. Angeblich zählt der Verein bereits 20 Mitglieder.

**Zu der „Berichtigung" der Herren Schwarz und Hartwig** geht uns seitens der streikenden Möbeltischler nachstehende Erklärung zu:

„Es ist eine Unwahrheit, wenn in der fraglichen sogenannten „Berichtigung" behauptet wird, die Einsender seien nicht zu den Streikenden gegangen. Am Sonntag, den 10. Juli d. Js., Vormittags, erschienen der Tischler Steffens, der Drechsler Hartwig in Begleitung des bei der Firma Demuth u. Co., beschäftigten Heizers und erklärten, sich mit uns solidarisch erklären zu wollen. Es fehlten ihnen aber die Mittel zur Abreise. Sie möchten gerne nach Kopenhagen. Es wurde ihnen erklärt, daß ihnen das Reisegeld verabfolgt werden würde, falls sie ihrem Vorsatze getreu bleiben wollten, auch wurden ihnen, da sie behaupteten, völlig mittellos zu sein, 3 Mk. Zehrgeld zugesichert. Montag Morgens 7 Uhr erschien der Tischler Steffens, welcher nach Stendal abgereist ist, und sagte, er wolle noch bis Mittag arbeiten, da er versprochen hätte, noch ein Stück Arbeit fertigzustellen. Um 9 Uhr erschien der Drechsler Hartwig und erklärte, er habe keine Lust mehr, er habe niedergeworfen, er wolle auch seinen Kollegen, den Tischler, holen. Um 11½ Uhr ging dann Hartwig fort und holte den Tischler und brachte auch den Heizer mit. Sie erzählten, auch der Bildhauer Schwarz würde mit aufhalten und abreisen, wenn ihm Reisegeld bewilligt und seine nicht unbedeutenden Logisschulden bezahlt würden. Hierzu wurde die Einwilligung gegeben. Um 12¾ Uhr erschienen sie sämmtlich wieder in Begleitung des Bildhauers Thiele, welcher ebenfalls seine Geneigtheit, aufzuhalten. kund gab. Nach Erledigung aller Sachen wurden die drei — Steffens, Hartwig und Schwarz — zum Dampfer begleitet und fuhren ab. Sie hatten außer dem Billet jeder 4 Mk. erhalten. Außerdem hatten sie den Tag über einiges Getränk erhalten. Thiele wollte Reisegeld nach Dresden haben, was aber wegen der Kostspieligkeit zunächst nicht zugestanden wurde. Am Dienstag Morgen erschien er sodann in Begleitung des Mitinhabers der Firma Demuth u. Co., Herrn Dubois, und eines Kriminalschutzmannes, um seinen Koffer durch Herrn Dubois abzuholen. Am Donnerstag Morgens gegen 9½ Uhr kam der Tischler Steffens wieder zu den Streikenden, und erzählte, sie hätten in Dänemark keine Arbeit erhalten. Er sei gewillt abzureisen. Man begleitete ihn sodann zu seinem Logis und traf unterwegs den Bildhauer Schwarz. Dieser erklärte, er wolle nicht wieder bei Demuth u. Co. anfangen. Lieber trüge er auf der Lastadie Bretter oder ginge als Hausknecht. Auf dem Wege nach der Herberge begegnete man Hartwig. Auch dieser erklärte wiederum, abreisen zu wollen, falls er Mittel erhielte. Zunächst wünschten nun die Drei, nach Stendal zu fahren, begnügten sich aber mit dem Reisegeld bis Schwerin und erklärten ausdrücklich nochmals, bei Demuth u. Co. auf keinen Fall wieder eintreten zu wollen. Sie wurden dann beköstigt, erhielten Reisegeld und 50 Pfg. Zehrgeld und fuhren nach Schwerin. Steffens ist nicht zurückgekehrt, Schwarz ist bis Schönberg gefahren und per Bahn zurückgekehrt, Hartwig ebenfalls bis Schönberg, von wo er zu Fuß wiedergekommen ist. Schwarz schrieb sodann an die Streikenden eine Postkarte, in der er seinen Wiedereintritt bei Demuth u. Co. anzeigte und um eine Rechnung über die Auslagen bat, später verlangte er dieselbe noch spezifizirt. Auch diesem Verlangen wurde entsprochen. Schwarz erklärte sich dann bereit, in wöchentlichen Raten abzuzahlen. Eine Anzahlung ist allerdings bisher nicht erfolgt."

Wir glauben, darauf verzichten zu können, irgend eine Bemerkung an diese Darstellung zu knüpfen. Vielleicht erhalten wir ja eine neue „Berichtigung."

**Vom Tage.** In Haft gerieth ein Buchbinder, welcher beschuldigt wird, einem Geschäftsführer 6 Mk. unterschlagen zu haben. — Ertrunken ist Sonntag in der Steckniitz bei Moisling ein badender Kanalarbeiter. Die Leiche wurde Abends aufgefunden.

**Die Dummen werden eben nicht alle.** Ueber ein Kreuz, das alles heilt, macht Professor A. Eulenburg in der letzten Nummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" folgende Mittheilung: „Wer sein Leben verjüngen und verlängern und sich überdies ein allerdings werthloses Blech in der Form eines Ordenskreuzes um den Hals hängen will, dem bietet sich dazu die schönste Gelegenheit, indem er Professor Hoskiers weltberühmtes, in mehreren Ländern patentirtes und in Deutschland gesetzlich geschütztes „Volta-Kreuz" zum billigen Preise von nur 2 Mark erwirbt und anlegt. Er braucht, um es anzukaufen, in Berlin nur nach einer der zahlreichen als „autorisirte Verkaufsstellen" fungirenden Apotheken zu gehen, denn natürlich leisten auch diese wieder dem mit großer Frechheit betriebenen Schwindel hülfreiche Dienste. Die Hauptniederlage für Berlin hat ein „Cand. E. Schöning." Wir wissen nicht, ob dies der sehr gesund aussehende junge Mann ist, dessen Bild, mit dem schön geschwungenen Schnurrbart und mit dem in odische Strahlen auslaufenden Kreuz um den Hals, den Zeitungsreklamen vorgedruckt ist — noch weniger wissen wir etwas von dem fabelhaften Professor Hoskier; dagegen konnten wir uns auf Grund eigener Beobachtung von der offenbar eine eminent spezifische Heilwirkung bekundenden Erzeugung schmutzig blauer Flecken in der Wäsche (durch Kupferoxydbildung) bei Trägerinnen des Volta-Kreuzes überzeugen. Uebrigens heilt das Volta-Kreuz natürlich alles; nur gegen jene Form angeborener Geistesschwäche, die man als „Dummheit" zu bezeichnen pflegt, scheint es leider auch machtlos zu sein — dafür dürfte die Thatsache seiner universellen Verbreitung den stringenten Beweis liefern."

**„Die Weber"** Gerhard Hauptmanns üben, wie auch aus dem Referat unseres Herrn Theaterkritikers zu ersehen, eine gewaltige Anziehungskraft aus und wirken so packend, wie man es sonst hier kaum gewohnt ist. Man muß dabei allerdings in Betracht ziehen, daß es in erster Linie Arbeiter sind, die das gewaltige Bild sozialen Elends an sich vorüberziehen sehen, die die Tragödie des Hungers miterleben, wie ein Stück ihres eigenen freudlosen Daseins. Ein hiesiges Blatt redete gelegentlich der Erstaufführung von der Tendenz des Stückes. Das ist so grundfalsch, wie nur etwas! Bei allem Respekt vor dem Dichter Hauptmann und dem gewaltigsten seiner Werke haben wir nie den Verdacht gehegt, er verfolge bestimmte Tendenzen, und der demüthige „Absagebrief an die Revolution", den er bei Gelegenheit des Berliner Verbotes seiner Weber vom Stapel ließ, hat uns hierin Recht gegeben. Hauptmann ist für uns ein Sohn seiner Klasse, wie es der Hamburger Bürgermeisterssohn ist, der in den „Illusionen" seinen Gesellschaftsgenossen eine so derbe moralische Züchtigung angedeihen läßt. Wir sind die Letzten, die sich bezüglich der bürgerlichen Stürmer und Dränger am Ende des neunzehnten Jahrhunderts „Illusionen" machen. Das hält uns aber nicht davon ab, ihren poetischen „Jugendsünden" Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und speziell die Weber verlieren dadurch in unseren Augen nichts von ihrem unvergänglichen Werthe. Sie bedeuten einen „Griff in's volle Menschenleben", und zwar nach einer Richtung, wohin männiglich der Pegasus der Dichter unserer Bourgeoisie sich nicht verirrt. Deshalb werden sie auch allzeit der herrschenden Klasse, die aus ihnen die Stimme des Gerichts, ihr Sündenregister vernimmt, und den „dröhnenden Massenschritt der Arbeiterbataillone" zu hören vermeint, ein Dorn im Auge sein, und den Männern und Frauen der Arbeit lieb und werth bleiben, die da spüren: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein — denen aus dem ihnen vorgehaltenen Spiegel der Vergangenheit ihr eigenes Elend entgegengrinst, und die, in anderm Sinne freilich, als jene in Unwissenheit und Unterdrückung verkommenen und nur vom Hunger zur Verzweiflungsthat getriebenen Opfer des Vampyrs Kapital, miteinstimmen in den Ruf: „Es muß anders werden!" — Der Direktion des Tivoli-Theaters aber gebührt herzlicher Dank dafür, daß sie der Lübecker Arbeiterschaft einmal Gelegenheit gegeben hat, Hauptmanns „Weber" kennen zu lernen. Möge der großartige Erfolg für sie ein Ansporn zu weiteren ähnlichen Versuchen sein. Wir bürgen für ein gleiches Resultat.

**Ein „braver Arbeitswilliger."** Am Sonnabend wurde der Heizer Schmidt in Untersuchungshaft genommen. Er wird beschuldigt, seit März d. Js. fortgesetzt Zinn aus der Fabrik von Carl Thiel u. Söhne gestohlen zu haben. Nach dem Polizeibericht soll er für 265 Mk. an einen hiesigen Händler verkauft haben. Er muß somit recht kräftig zugelangt haben. Schmidt war einer der ersten Lübecker Arbeiter, welche den Streikenden s. Zt. in den Rücken fielen. Obwohl er auf der Gasanstalt feste Arbeit hatte, hielt er es für angebracht, seinen für ihr gutes Recht streitenden Arbeitsbrüdern diesen Liebesdienst zu erweisen. Er ist natürlich gerne angenommen worden und hat seine Fähigkeiten nun im hellsten Lichte gezeigt.

**Senator Dr. Rittscher** soll nach einem in der Stadt umlaufenden Gerüchte gestorben sein. Das ist nach Mittheilung des „Gen.-Anz." nicht der Fall, jedoch liegt er in Folge eines Schlaganfalles, welcher ihn am Sonnabend betroffen hat, schwer krank darnieder.

**Eisenbahn Hagenow-Oldesloe.** Die seither als Nebeneisenbahn betriebene Theilstrecke Klein-Berkenthin-Oldesloe der Eisenbahn von Hagenow nach Oldesloe wird vom Tage der Inbetriebnahme der Reststrecke Zarrentin-Klein-Berkenthin zugleich mit dieser innerhalb des Lübeckischen Staatsgebietes als Haupteisenbahn nach den Bestimmungen der Betriebsordnung für die Haupteisenbahnen Deutschlands vom 5. Juli 1892 betrieben werden.

**Schulgeldzahlung.** Das für Schüler des Katharineums, der Realschule, der Mittelschulen, der Städtischen Volksschulen und der Berend Schröder'schen Schule für das 2. Vierteljahr des Schuljahres 1897/98 — Johannis bis Michaelis — zu zahlende Schulgeld ist in der Zeit von Montag den 2. bis Sonnabend den 14. August an den Wochentagen Vormittags von 9 bis 1 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr im Amtszimmer des Rechnungsführers der Ober-Schulbehörde, Glockengießerstraße Nr. 4, unter Vorlegung der Schulgeldquittungsbücher zu entrichten.

**Für Nimrode.** Die Wiedereröffnung der Jagd auf Rebhühner ist vom Senat auf den 18. August d. J. festgesetzt.

**Altona.** Ein aus drei Personen bestehendes Diebeskonsortium hat im Mai d. J. Wandsbek und Umgegend unsicher gemacht, ehe es gelang, die Theilnehmer in Haft zu nehmen. Es waren dies die drei Arbeiter Eduard Leu, Wilhelm Jahnke und Karl Friedrich Mählmann, die sich Sonnabend vorläufig wegen dieser Diebstähle vor dem hiesigen Landgericht zu verantworten hatten. Sie werden nämlich beschuldigt, Anfangs Mai bei einem Wirthe in Hellbrook eingedrungen und ein Demijohn mit Kümmel nebst einer halben Kiste Zigarren gestohlen zu haben; auch sollen sie bei zwei Schlachtermeistern in Wandsbek je eine Speckseite gestohlen haben. Der Angeklagte Leu war vollkommen geständig und behauptete, daß er sich an den Diebstählen nicht aktiv betheiligt, sondern nur draußen Wache gestanden habe, während seine beiden Komplicen die Diebstähle ausgeführt hätten; letztere Beiden bestritten, überhaupt irgend etwas von der Sache zu wissen und erklärten die Erzählung des Leu für ein aus der Luft gegriffenes Phantasiestück. Der Staatsanwalt hielt die Darstellung des Leu für der Wahrheit entsprechend und beantragte gegen denselben, der erst einmal wegen einfachen Diebstahls vorbestraft ist, eine Gefängnißstrafe von 6 Monaten; gegen Jahnke, der bereits zwei Mal wegen Diebstahls im Gefängniß gesessen und im ganzen 1½ Jahre verbüßt hat, wurde eine Zuchthausstrafe von 18 Monaten, und gegen Mählmann, der ebenfalls bereits wegen schweren Diebstahls vorbestraft worden ist, eine Zuchthausstrafe von 1 Jahr beantragt. Der Angeklagte Mählmann, der anscheinend Furcht vor dem Zuchthause hatte, bat, ihn nur in's Gefängniß zu schicken und bequemte sich zu einem Geständniß; er gab zu, die beiden Speckseitendiebstähle mitgemacht zu haben, den Demijohn und die Zigarren wollte er jedoch nicht gestohlen haben. Der Gerichtshof erklärte die sämmtlichen Angeklagten der drei Diebstähle schuldig, ging jedoch über das vom Staatsanwalt beantragte Strafmaß weit hinaus. Leu erhielt 9 Monate Gefängniß, Jahnke 3 Jahre Zuchthaus und Mählmann 2 Jahre Zuchthaus; alle drei Angeklagte wurden zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren verurtheilt, gegen Jahnke und Mählmann wurde auch auf Zulässigkeit der Polizeiaufsicht erkannt.

**Schwerin.** Einen Einblick in die von den konservativen Reichstags-Abgeordneten so gepriesenen Zustände des mecklenburgischen Junkerparadieses gab eine Gerichtsverhandlung, die sich hier vor der Strafkammer des Landgerichts in der abgelaufenen Woche zutrug. Auf dem großherzoglichen Domanialgute Zietlitz bei Crivitz, welches einem Herrn L. Behrens in sogenannter Erbpacht gehört — das heißt, der Herr B. muß jährlich eine bestimmte Pacht an die Domanialkasse bezahlen, kann aber in seinem Pachtkontrakt nicht gekündigt werden —, war ein älteres, geistig nicht ganz normales Mädchen als Hofgängerin thätig. Und auf diese bedauernswerthe Person, die nach humanen Begriffen in eine Anstalt und nicht in ein Dienstverhältniß gehört, hat der Inspektor Ed. Mecklenburg mit seinem Krückstock losgeprügelt, um sie zu mehr Fleiß anzuspornen.

Für diese unerhörte That hatte ihn am 19. Juni das Schöffengericht zu Crivitz in die auffallend niedrige Strafe von 2 Wochen Gefängnis verurtheilt. Der unbarmherzige Mädchenprügler fühlte sich durch dieses Urtheil jedoch in seiner Ehre als Inspektor und als Vertreter der Interessen der Herrensippe zu hart betroffen. Er legte daher Berufung ein und beantragte vor der Strafkammer des Landgerichts seine Freisprechung.

Die Beweisaufnahme ergab folgenden Sachverhalt: Bei dem Tagelöhner Westphal in Zietlitz dient seit etwa 5 Jahren eine Hofgängerin Lisette Pirsch, 40 Jahre alt. Nach W.s Angabe ist sie ein gutes, brauchbares und fleißiges Mädchen, nur ein bischen „kort von Gedanken." Sie vergißt z. B. sehr häufig, daß sie bei der Arbeit ist, dammelt dann herum, spielt wie ein kleines Kind und hält durch ihre Allotria die anderen Leute von der Arbeit zurück. Dieser Schwächezustand bringt ihr häufig Ungelegenheiten, besonders von Leuten, die glauben, es nicht nöthig zu haben, Rücksichten darauf zu nehmen. Am 18. August v. J. waren die Zietlitzer Leute, unter ihnen auch die Pirsch, mit dem Ausreißen des Unkrauts aus den Wrucken beschäftigt. Lisette Pirsch hatte mal wieder ihren bösen Tag; alle Augenblicke schalt sie der aufsichtführende Wirthschafter, der Angeklagte, und ließ sie hart an, daß sie weiter arbeite und sich und die andern nicht aufhalte. Als sich dies am Nachmittage wiederholte, wurde der Angeklagte immer kräftiger in seinen Redensarten und versetzte ihr schließlich mit seinem Handstocke einen Schlag ins Gesicht über das Nasenbein, so daß das unglückliche Mädchen Nasenbluten bekam. Auf Anrathen der Leute hat sie sich sofort „jichten laten", der betreffende Arzt hat aber außer einer Anschwellung der Nase und der Umgebung des rechten Auges und einer kleinen Schramme auf der Backe nichts Bedenkliches weiter finden können, ebensowenig ist sie arbeitsunfähig dadurch gewesen.

Der Vertheidiger stellte die Scene im Sinne und nach den Angaben seines Mandanten dar, und behauptete, daß es sich nicht um eine vorsätzliche, sondern nur um eine fahrlässige Körperverletzung handeln könne. Die früheren Angaben der Pirsch stimmten mit den heutigen nicht überein, denn früher habe sie gesagt, daß sie einen Schlag von unten gegen ihre Hände bekommen habe, da sie dieselben schnell weggehalten, sei der Stock dann aufwärts an ihre Nase gelangt. Unter keinen Umständen hätte der Angeklagte die Pirsch aber verletzen, sondern nur an ihre Arbeit erinnern (!!) wollen. Jedenfalls sei aber, wenn das Gericht doch zu der gegentheiligen Ansicht kommen solle, das Strafmaß zu hoch, der Angeklagte sei bisher noch nicht bestraft, und da er ein Glasauge habe, sei er nicht so ganz Herr über seine körperlichen Bewegungen.

Die Berufung wurde vom Landgericht verworfen in der Erwägung, daß die Verletzung eine vorsätzliche gewesen ist, denn die Verletzung der Nase ist von oben geschehen, also kann der Schlag nicht von unten ausgeführt worden sein. Auch das Strafmaß hat zu keinem Bedenken Veranlassung gegeben, besonders bei der Gefährlichkeit des Instrumentes.

**Rostock.** Der Töpferstreik dauert, wie die Streikkommission mittheilt, fort. Ueber Zuzug können sie nicht klagen. Allerdings die Arbeitgeber wollen sich trotzdem nicht vereinbaren. Die Firma Riedel sucht 9 Gesellen in den auswärtigen Zeitungen und hatte auch das Glück, daß etliche sich meldeten. So kam in der vorigen Woche ein Kollege aus Stettin auf Verschreibung zugereist, welchen Herr Riedel schon auf dem Bahnhof in Empfang nahm und mit ihm in einer Droschke abfuhr. Er traktirte den Ankömmling gar mit Wein. Aber alle diese Mühe und Liebenswürdigkeit half Herrn R. nichts, am andern Mittag brachten die Kollegen den kaum Angekommenen schon wieder nach dem Bahnhof, und er dampfte wieder ab nach Stettin. Diese Woche kamen wieder drei aus Hinterpommern. Auch diese hatten schon den Arbeitgebern ihre Papiere übergeben. Aber trotzdem erklärten sich auch diese Kollegen solidarisch mit den Rostocker Kollegen und reisten wieder ab. Nach wie vor werden die Kollegen an allen Orten ersucht, den Zuzug streng fernzuhalten.

**Neukalen.** Auf schreckliche Weise verunglückte vor einigen Abenden beim Dreschen mit der Dampfmaschine der Vorschnitter Bengsch aus Landsberg a. W., 32 Jahre alt, auf dem Rittergute Rey. Derselbe kam mit den Füßen in den Dreschkasten, und die Verletzung war eine derartige, daß nach Ueberführung in das hiesige Krankenhaus zur Amputation geschritten werden mußte. Infolge des starken Blutverlustes trat jedoch der Tod ein. Es wird Sache gerichtlicher Untersuchung sein, festzustellen, ob die vorschriftsmäßigen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren.

**Grabow.** Am Dienstag Abend stürzte auf Hof Zierzow der Arbeitsmann Westphal beim Getreideabladen von der First herab und blieb mit zerschmetterten Gliedern auf der Diele liegen. Der noch im besten Mannesalter stehende Arbeiter, er zählt erst 48 Jahre, hinterläßt neben seiner Frau noch 5 unmündige Kinder, von denen zwei noch nicht schulpflichtig sind.

## Aus Nah und Fern.

**Ueber die Tragweite des Schalles** hat die große Kanonade der englischen Flotte auf der Rhede zu Spithead beim Jubiläum der Königin Victoria zu Beobachtungen Veranlassung gegeben. Der Donner der Geschütze wurde in Hungerford in der Grafschaft Wiltshire in einem Abstand von 45 englischen Meilen deutlich gehört. Ferner schrieb W. F. Sinclair an die Zeitschrift „Nature", daß er in Chelsea westlich von London ebenfalls die Kanonade gehört hätte. Zunächst hätte er den Schall für ein entferntes Gewitter gehalten, aber nach den Berichten war das an diesem Tage in England auftretende Gewitter viel später und wurde in Chelsea überhaupt nicht gehört. Die Entfernung zwischen Chelsea und Portsmouth beträgt etwa 60 Meilen. Sinclair bezeichnet es als nichts Ungewöhnliches, daß Artilleriefeuer auf solche Entfernungen vernehmbar ist.

## Briefkasten.

**Gewerkschaftsfest.** Sitzung am Donnerstag, Abends 8½ Uhr, im Vereinshause. Das Hülfskomitee ist hierzu hierdurch eingeladen.

**Matz,** Zimmermann, wohnt Hartengr. 26.

### Sternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 9. August

Der Schweinehandel verlief träge.

Zugeführt wurden 1510 Stück. Preise: Versandtschweine schwere 54–57 Mk., leichte 55–57 Mk., Sauen 42–50 Mk. und Ferkel 48–55 Mk. pr. 100 Pfd

## See-Berichte.

Dampfer „Linnea", Kapt. B. Nyberg, ist am 7. August von Reval auf hier abgegangen.

Dampfer „Rußland", Kapt. Ruppel, ist am 8. August in Riga angekommen.

Dampfer „Agge", Kapt. Andersen, ist am 8. August in Sundsvall angekommen.

Dampfer „Marie Louise", Kapt. J. Nachtwey, ist am 9. August in Reval angekommen.

Dampfer „Dora", Kapt. Bremer, ist am 7. August von Memel auf hier abgedampft.

Dampfer „Gauthiod", Kapt. Rydell, ist am 9. August von Kalmar auf hier abgegangen.

Dampfer „Europa", Kapt. G. Voigt, ist am 8. August von Wasa nach Yarmouth abgedampft.

Dampfer „Luba", Kapt. Lomer, ist am 8. August von Pillau nach hier abgegangen.

Dampfer „Elita", Kapt. Th. Pierstorff, ist am 9. August von Libau auf hier abgedampft.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.


Am 6. d. M. starb mein lieber Mann
**J. F. Heinr. Hiller**
durch einen Unglücksfall. Betrauert von seiner Frau, Kindern und Verwandten.
Lübeck, den 10. August 1897.

Durch die Geburt eines kräftigen **Knaben** wurden hocherfreut
**L. Drewes und Frau.**

**Danksagung.**
Allen, die meiner guten unvergeßlichen Frau
**Lucie, geb. Roocks,**
die letzte Ehre erwiesen, sowie dem Herrn Pastor Aereboe für seine trostreichen Worte sage meinen herzlichsten Dank.
**K. Wolf.**

**Zu vermiethen ein Zimmer**
Kahlhorststraße 2 a.

**Zu vermiethen ein möbl. Zimmer**
für einen jungen Mann oder Mädchen
Wielandstraße 9 a

**Gesucht** zu sogleich ein Laufjunge oder Laufmädchen zum Brodaustragen
49 Langer Lohberg 49.

**Gesucht zu sofort ein Mädchen**
**Niesemann,** Gr. Burgstraße 1 a.

**Haus mit Hof in Travengegend** 3600 Mk.
„ „ **Garten v. Holstenthor** 6200 Mk.
„ „ „ **v. Hüxterthor** 6800 Mk.
**Heinr. Soroe,** Alfstr. 41, Ecke Untertrave.

**Glas- u. Porzellansachen werden genietet**
bei **A. König,** Depenau 38, 1. Et.

**Die Schweineschlachterei**
von
**W. Strohfeldt**
**73 Glockengießerstraße 73**
empfiehlt:

| | | |
|---|---|---|
| **Frische Flohmen,** | **Pfd. 50** | **Pf.** |
| **Karbonade** . . . | **Pfd. 70** | **Pf.** |
| **Quenfleisch** . . . | **Pfd. 50** | **Pf.** |
| **Prima Schmalz** . . | **Pfd. 60** | **Pf.** |
| **Braten-Schmalz** . . | **Pfd. 80** | **Pf.** |
| **Kopf und Bein** . . | **Pfd. 20** | **Pf.** |
| **Geräucherten Speck** | **Pfd. 60** | **Pf.** |
| **Gekochte Mettwurst** | **Pfd. 60** | **Pf.** |
| **Geräuch. Mettwurst** | **Pfd. 70** | **Pf.** |

In unserem Verlage erscheint heute Dienstag Abend:

**Fest-Zeitung**
**zum Ausflug sämmtl. Gewerkschaften u. Vereine nach Israelsdorf**
**am 15. August 1897.**

**Preis 10 Pfg.** **Preis 10 Pfg.**

Aus dem Inhalt der 8 Seiten umfassenden Festzeitung heben wir hervor: „So, Mann der Arbeit, sollst du Feste feiern", Gedicht von Karl Weiser. „Sozialdemokratische und andere Feste", Leitartikel. „Der große Generalstreik zu Lübeck im Jahre 1763" von Theodor Schwartz. „Die Weiberverschwörung, aus der neuesten Kuchendorfer Chronik". „Schulze und Müller über das Lübecker Volksfest". „Worte aus Volk" von Lamenais. Gedichte von A. K. „Lustiger Winkel" und „Verschiedenes".

**Die Festzeitung ist nur zu haben von unseren Zeitungsausträgern und in der Expedition des Lübecker Volksbote, Johannisstraße 50.**

**Friedr. Meyer & Co.**

**Der Illustrirte**
**Neue Welt-Kalender**
für das Jahr 1898.
**Gratis-Beilage: Ein farbiges Bild u. ein Wandkalender.**
**Preis 40 Pfg.** **Preis 40 Pfg.**
Zu beziehen durch die
**die Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.**

**Das Bürgerliche Gesetzbuch**
**für das Deutsche Reich.**
Nach den Beschlüssen des Reichstages in dritter Berathung, mit dem Einführungsgesetz und einem ausführlichen alphabetischen Sachregister.
**Preis 1 Mark.**
**Zu beziehen durch die Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.**

**Die Geschichte der Deutschen Socialdemokratie**
von
**Franz Mehring.**
Umfaßt die Zeit von 1830—1896 und behandelt die jungen Jahre der Partei, sowie deren Schicksale unter dem Ausnahmegesetz von 1878—1890. Dies Werk ist jedem Parteigenossen aufs Beste zu empfehlen und in 36 Lieferungen à 20 Pfg. zu beziehen durch die
**Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.**

**Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie.**
Eine gemeinfaßliche Darstellung der währungspolitischen Kämpfe u. Zustände
von **Max Schippel.**
**Preis 30 Pfg.** **Preis 30 Pfg.**

Soeben erschien:
**Die Herrenhaus-Junker und die Arbeiter.**
Reden der Herren
**v. Puttkamer** und **v. Stumm.**
Nach dem stenographischen Bericht über die Verhandlungen im Herrenhause über die Aenderung des preußischen Vereins-Gesetzes.
**Mit einer Einleitung.**
**Preis 10 Pfg.** **Preis 10 Pfg.**
Zu beziehen durch die **Expedition des Lübecker Volksboten.**

**Ger. Wurst, sehr schön, Pfd. 60 Pfg.**
empfiehlt
**Bernhard Grube,** Lachswehr-Allee 25.

**Frische Eier.**
**Margarine, Pfd. 50, 55 und 60 Pfg., Schmalz, Pfd. 40 Pfg., 2 Pfd. 75 Pfg., bei 5 Pfd. und mehr billiger, geräuch. Landmettwurst, Pfd. 100 Pfg., verschiedene Sorten Käse, neue Berger Flohmheringe**
empfiehlt
**F. Höppner,** Königstr. 68, b. d. Hüxstraße.

**Achtung Zimmerer!**
Sämmtliche Zimmerer, welche durch den Bauarbeiterstreik arbeitslos geworden sind und noch werden, haben sich sofort beim Kameraden **W. Matz,** Hartengrube 26, I, von 7—8 Uhr Abends zu melden.
**Die Lohn-Kommission der Zimmerer.**

**Otto Gennburg's Concert-Halle**
**Beckergrube 44.**
Heute und folgende Tage:
**Auftreten des berühmten Italienischen Männer-Quartetts**
**Nur Gesang.**
Eintritt frei.
Hierzu laden ergebenst ein
**Otto Gennburg.** **Boscani,** Director.

**COLOSSEUM**
**Donnerstag den 12. August:**
**Großes Gartenconcert und Ball.**
Anfang 8 Uhr. Eintritt für Herren 40 Pfg. Damen frei.
Bei günstiger Witterung:
Große Illumination im Garten.
**W. Dassler.**



Verantwortlicher Redacteur: August Kasch. Verlag: Theod. Schwartz. Druck von Friedr. Meyer u. Co., sämmtlich in Lübeck.

# Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 185. Mittwoch, den 11. August 1897. 4. Jahrgang.

## Aus eines Königs Tagebuche.

In schwülen Hochsommertagen hat das Selbstherrscherthum, dessen typischer Vertreter heute Nikolai II., der Zar aller Reußen ist, vor einem Jahrhundert seine Katastrophe durchlebt. Da heute noch das persönliche Regiment mit verhängnisvoller Wucht auf die Geschicke von großen Gemeinwesen einwirkt, ist es nicht ohne tieferen Reiz, sich das Vergangene zu vergegenwärtigen.

Jedennoch wir wollen das persönliche Regiment des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Verkörperung, dem König selber, sprechen lassen und uns damit begnügen, die geschichtlichen Thatsachen ergänzend nachzutragen. Blättern wir in dem berühmten Tagebuche Ludwig XVI. von Frankreich.

Ludwig XVI. war ein leidenschaftlicher Freund des Waidwerkes. In seinem Journal, das er gewissenhaft führte, verzeichnet er, daß er von 1775 bis 1789, dem Geburtsjahre der großen Revolution, 104 Sauhatzen, 134 Hirschjagden, 266 Rehjagden, 33 Jagden mit Schwemmhunden, 1025 Jagden mit der Birschbüchse abgehalten hat. Das sind 1562 Jagdtage, also alle drei Tage eine Jagd; außerdem 149 Reisetage ohne Jagd und 223 Ausfahrten oder Spazierritte.

Kein Wunder, daß Ludwig XVI. auch mitten in den Sturmtagen der politischen und sozialen Umwälzungen — Waidman bleibt. In seinem Tagebuche liest man:

11. Juli 1789, nichts, Abreise des Herrn Necker.

Am 11. Juli 1789 wurde der reformfreundliche Finanzminister Necker plötzlich entlassen, an seine Stelle trat ein Aristokrat, der Baron von Breteuil, die royalistische Partei bereitete einen militärischen Gewaltstreich gegen die Nationalversammlung vor.

An diesem Tage war die berühmte Volksversammlung im Garten des Palais Royal, in der Camille Desmoulins rief: „Bürger, es ist kein Augenblick zu verlieren. Die Abdankung Neckers ist die Louvreglocke der Bartholomäusnacht für alle Patrioten .... Nur eine Rettung bleibt uns. Greifen wir zu den Waffen! Die Dragoner unter dem Fürsten von Lambesc hauen ein. Dies Volk greift zu den Waffen.

Am nächsten Tage, wo die Aufstandswelle höher geht, und der Stadtrath von Paris durch einen Ausschuß der im Stadthause tagenden Wählerversammlung ersetzt wird, ließ man im Journal des Königs:

12. Juli. Abendmesse. Abreise der Herren von Montmorin, von Saint-Priest und de la Luzerne.

Am 13. Juli läuteten die Sturmglocken, das Volk stürmt auf die Gassen, Waffen suchend; es holt sie sich aus den Waffenläden. Der Wählerausschuß läßt 50 000 Piken vertheilen. Die Nationalversammlung erklärt sich in Permanenz, fordert den Abmarsch der Truppen, die Errichtung einer Bürgermiliz, macht die Räthe der Krone für alles verantwortlich und bedauert Neckers Entlassung. Adel und Geistlichkeit betheiligen sich an diesen Beschlüssen. Im Journal des Königs liest man diese Worte:

13. Juli. Nichts.

Der 14. Juli 1789 ist für immer berufen als der Tag der Erstürmung der Bastille, des berüchtigten Staatsgefängnisses. Es genügt, dieses Ereigniß zu nennen. Was lesen wir bei Ludwig?

14. Juli. Nichts. (Rien.)

Necker mußte dank dem Drucke von unten zurückgerufen werden, er zog wie ein Triumphator ein; die Pferde wurden ihm ausgespannt. Und Ludwig schreibt:

29. Juli. Nichts; Rückkehr des Herrn Necker.

Die Nacht des 4. August 1789 ist der Beginn einer neuen Epoche der bürgerlichen Gesellschaft. In der Nationalversammlung entsagen der Adel den Lehnsrechten, der Klerus den Zehnten, die Städte den Zünften. Leibeigenschaft, Patrimonialgerichtsbarkeit, das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden, die Steuerfreiheiten von Adel und Geistlichkeit, der Aemterverkauf, die Stadt- und Provinzialprivilegien, der Zunftzwang wurden aufgehoben, die Ablösbarkeit der Zehnten, der Grundherrlichkeit wird beschlossen.

Im Tagebuch des Königs liest man:

4. August. Birschreiten im Forste von Marly, einen Hirsch geschossen; hin und zurück zu Pferde.

In Paris stieg die Noth der großen Masse, es fehlte an Brod. Am 3. und 4. Oktober kam es zu Aufläufen, am 5. Oktober brachen die Pariser Frauen los. Sie zogen unter dem Rufe: Brod, Brod! nach Versailles, der Residenz; der Präsident der Nationalversammlung, Mounier, führt eine Deputation der Frauen vor Ludwig. Umarmung der Sprecherin. Scharmützel zwischen Leibgardisten und der Versailler Nationalgarde.

Am 6. Oktober des Morgens früh um 5 Uhr dringt das Volk in's Schloß, um sich des Königs zu bemächtigen. Die Königin flieht unangekleidet und barfuß in die Gemächer ihres Gemahls. Lafayette verhütet Blutvergießen. Das Volk fordert, der König solle nach Paris, in die Hauptstadt. Die königliche Familie wird nach Paris gebracht; der König wird zum Stadthause geführt und steht seitdem unter der Aufsicht des Volkes von Paris. Und der König schreibt:

5. Oktober. In der Nähe von Chatillon gejagt, 81 Stück Wild geschossen, unterbrochen durch die Ereignisse, hin und zurück zu Pferde.

6. Oktober. Abreise nach Paris um 12½ Uhr Nachmitttags. Besuch auf dem Stadthause; soupirt und geschlafen in den Tuillerien.

7. Oktober. Nichts; meine Tanten sind zum Diner gekommen.

8. Oktober. Nichts ....

12. Oktober. Nichts .... Heute schreitet der Hirsch in Port-Royal.

Der König, in Paris eingeschlossen, ein Gefangener des Volkes, bleibt auch jetzt derselbe. Wenn Robespierre auch am 17. Mai 1790 gesagt hat: „Der König ist nicht der Vertreter, er ist der Kommis der Nation," Ludwig XVI. begnügte sich, der Jäger Frankreichs zu sein. Zwanzig Mal liest man im Jahre 1790 in seinem Journal, daß sich an diesem Tage und an diesem Waldorte der Hirsch niederthut, daß er heute in dem, morgen in einem anderen Schlage auf's Geäß steht. Ihn jammert nur Eines, daß er nicht birschenreiten oder Hirsche beim Schreien schießen kann. Ja, als er seine Flucht vorbereitet, ehe er nach Varennes geht, beschäftigt ihn noch der schmerzliche Gedanke, daß er sein Waidwerk entbehren muß. In seiner berühmten Protesterklärung heißt es, daß er in den Tuillerien bleiben müsse, wo er, „weit davon entfernt, die Bequemlichkeiten, an die er gewöhnt ist, zu finden, nicht einmal die Vergnügungen hat, die sich gut situirte Leute verschaffen."

Ein Jahr nach der Flucht, am 10. August 1792, werden die Tuilerien gestürmt, und die gesetzgebende Versammlung, in deren Sitzung Ludwig XVI. geführt wird, nimmt ihn in Gewahrsam.

In schwülen Hochsommertagen hat sich das Schicksal des absoluten Königthums in Frankreich entschieden. Unter den Wetterschlägen der Revolution ist es fortgespült worden.

## Aus Nah und Fern.

**Fürstliche Belohnungen.** Der elfjährige Sohn einer armen Zeitungsbotenfrau aus der Brunnenstraße in Berlin fand im Flur eines Hauses der Chausseestraße ein goldenes, mit werthvollen Edelsteinen besetztes Halsband. Der Knabe fragte in dem Hause herum, wer das Kleinod verloren, und schließlich meldete sich die Eigenthümerin in Gestalt einer reichen, in der ersten Etage wohnenden Dame. Aus Dankbarkeit kaufte die edle Frau dem Knaben eine illustrirte Zeitung ab und ließ sich auf ein Markstück neunzig Pfennig herausgeben. Die Mutter des Knaben hat die betreffende Dame auf Zahlung des gesetzlichen Finderlohnes im Mahnverfahren verklagen lassen. — In der großen Berliner Kunstausstellung verlor gestern eine distinguirte Dame eine Tasche, die etwa 600 Mk. enthielt. Die Saaldiener S., welcher die Tasche gefunden, gab dieselbe sofort im Bureau ab und wurde der einige Stunden später für seine Ehrlichkeit von der Verliererin, die hocherfreut über die Wiedererlangung ihres Eigenthums war, mit — 1 Mark belohnt.

**Hoch klingt das Lied vom braven Mann.** Ganz Trautenau spricht von der kühnen That und dem Heldenmuthe des Gerichtsadjunkten Dr. Maly, der beim Hochwasser unter eigener andauernder Lebensgefahr 32 Menschen vom sicheren Tode errettete. Von Trantenauer Feuerwehrleuten angeseilt, stürzte er sich in die tobenden Fluthen; bei einem Hause, dessen Zusammensturz alle Augenblicke drohte, lud er eine Person auf seinen Nacken, nahm an jede Hand ein Kind und erkämpfte sich den Rückweg. Mehr als zehnmal maß der Mann seine Kräfte mit den Wogen, bis Alle gerettet waren. Kurze Zeit darauf sank krachend das Haus, in dem sich vorher die 32 Geretteten befanden, in die Fluthen.

**Die Folgen einer optischen Täuschung.** Aus Köln wird berichtet: Zwei Kaufleute, die in dem gegenüber dem Dom gelegenen Hotel St. Paul logirten, besichtigten am Dienstag Abend die Domthürme von ihrem Hotel aus mittelst eines Fernrohres. Wie sie behaupten, entdeckten sie an der südlichen Kreuzblume einen Riß und benachrichtigten hiervon sofort den Domprobst Dr. Berlage, damit einem etwa drohenden Unglück vorgebeugt werde. Der Domprobst setzte sich denn auch sogleich mit der Feuerwehr und der Polizeibehörde in Verbindung, worauf erstere den ganzen Vorplatz am Domkloster durch ein großes Seil absperrte und die Polizei die Nacht hindurch besondere Wachtposten aufstellte. Mittwoch Morgen gegen

## Indianer und Kaiser.

Von Aug. Heine.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen, wie das schon der Name besagt, aus einem Bunde verschiedener Einzelstaaten (gegenwärtig sind es siebenundvierzig Staaten und zwei unvollendete Staaten, Territorien genannt.)

Bei der Gründung dieses Staatenbundes im Jahre 1777 behielten ein Theil der Einzelstaaten die Negersklaverei bei.

Es waren dies die südöstlichen Staaten des Bundes, wo vorwiegend Baumwollenbau betrieben wird.

In der neueren Zeit erhoben sich immer mehr Stimmen in der Union gegen die Sklaverei. Einen besonders thätigen Antheil an der Agitation dagegen nahmen auch die seit dem Jahre 1848 nach dort eingewanderten Deutschen und andere freiheitsfreundlichen Elemente.

Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1860 siegten die Abolitionisten (Anhänger der Abschaffung — abolition — der Sklaverei) mit ihrem Kandidaten Abraham Lincoln. Die Folge davon war, daß die sklavenhaltenden Südstaaten den Versuch machten, von der Union abzufallen, und dann einen eigenen Staatenverband zu gründen.

Hieraus entwickelte sich ein blutiger Bürgerkrieg. Die erste Schlacht des Krieges am Bull Run Flusse am 21. Juli 1861 fiel sehr unglücklich für die Nordstaaten aus. Ueberhaupt waren die beiden ersten Kriegsjahre höchst wechselvoll, dennoch entschloß sich der Senat der Vereinigten Staaten am 22. September 1862, die Sklaverei vollständig aufzuheben und alle Sklaven vom 1. Januar 1863 ab für völlig frei und gleichberechtigt zu erklären.

Das Glück wendete sich für die Nordstaaten, als General Ulyßes Grand den Oberbefehl übernahm. Derselbe eroberte am 4. Juli 1863 Vicksburg und drängte die Südstaatenarmee immer mehr zurück, dennoch dauerte es auch noch zwei Jahre, nämlich bis zum 3. April 1865, bis die Sezession (der Sonderbund) überwunden und die Hauptstadt der Südstaaten, Richmond, eingenommen war. Die Armee der Südstaaten streckte die Waffen am 27. April 1865.

Im Jahre 1864 war Abraham Lincoln zum zweiten Male als Präsident gewählt, derselbe wurde jedoch am 14. April 1865 von dem Schauspieler Booth, einem fanatischen Südstaatler, im Theater zu Washington erschossen. An die Stelle Lincolns trat der Vicepräsident Andree Johnson, welcher bis zum 4. März 1869 die Präsidentschaft inne hatte. Eine Versöhnungspolitik den Südstaaten gegenüber einigte alle feindlichen Brüder der Union bald, und nach kurzer Zeit herrschte der Wille der Volksvertretung der vereinigten Staaten von Nordamerika wieder über den gesammten Welttheil Amerika.

Allein auch während der trübsten Zeit des Bürgerkrieges war von Washington aus beständig Widerspruch erhoben worden gegen die Errichtung eines Kaiserthrones in Mexiko.

Bereits bevor der Kaiser nach Mexiko einzog, war folgender Protest in Paris eingetroffen:

Washington, den 7. April 1864.

Hiermit schicke ich Ihnen die Abschrift einer Resolution zu, welche am 7. d. M. von der Volksvertretung mit Einstimmigkeit angenommen worden ist. Die „Volksvertretung versichert ihren Widerspruch mit der Einrichtung einer Monarchie in Mexiko." Es ist kaum nothwendig, hinzuzufügen, daß, wie ich dies bereits mit vollster Freimüthigkeit der französischen Regierung gegenüber mehrmals ausgesprochen habe — obiger Beschluß durchaus dem einstimmigen Willen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten entspricht.

W. H. Seward (sprich Schuard.)

Dieser Brief wurde Seitens des nordamerikanischen Gesandten in Paris sowohl dem Kaiser Napoleon als Maximilian zur Kenntniß gebracht.

Maximilian hatte sonach noch Zeit gehabt, in seinem Miramare an den herrlichen Ufern des adriatischen Meeres zu bleiben. Beim Eintreffen des Kaisers Maximilian verließ der nordamerikanische Gesandte Corwin das Land Mexiko.

Der Kaiser Maximilian hielt es also für angemessen, die nordamerikanisch-mexikanische Grenze besetzen zu lassen, um gegen bewaffnete Einfälle nordamerikanischer Freikorps — „Flibustier" werden sie in den offiziellen Erlassen des Kaisers genannt — einigermaßen gesichert zu sein, und schickte daher seinen General Cortina mit einem Streifkorps an die Grenze.

Als dieser kaiserliche General Cortina das „sichere Gebirge aber erreicht hatte, erklärte er sich mit seinen Truppen gegen den Kaiser und für die Republik Mexiko, und um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, begann der zuverlässige General sofort alle diejenigen „Hacienden" (große Güter, hauptsächlich zur Viehzucht eingerichtet) zu plündern, deren Besitzer sich für Kaiser Maximilian erklärt hatten. —

Ein Versuch seitens Cortina die Hafenstadt Matemoros einzunehmen schlug jedoch fehl, da die französische Flotte den Platz genügend schützte.

Dahingegen wurde die Provinz Tamanlipas, welche von den Kaiserlichen soeben unterworfen war, mit leichter Mühe zum Abfall vom Kaiserthum veranlaßt.

Die Niederwerfung der nordamerikanischen Südstaatenarmee schien nahezu beendet, als der Kaiser Maximilian

7 Uhr schickte dann der Dompropst einen Arbeiter auf den Thurm, um den Sachverhalt näher zu prüfen, und das Gleiche geschah gegen 8 Uhr von Seiten des inzwischen benachrichtigten Dombaumeisters Voigtel. Von beiden Arbeitern wurde nun gemeldet, daß kein Fehler an der oben erwähnten Kreuzblume zu entdecken sei, und auf Grund dessen wurde die Sperre wieder aufgehoben. Die beiden Kaufleute haben anscheinend eines der kupfernen Bänder gesehen, die die weit auskragenden Blätter der Kreuzblume umschließen und neben der Festlegung der letzteren zugleich zur Ableitung des Blitzes dienen. — Unmittelbar an diese Notiz anschließend, berichtet die „Rh. Ztg.": In seinem Bureau erschoß sich ein Eisenbahn-Stationsdiätar, wahrscheinlich in Folge von Geistesstörung. Ein auf seinem Pult liegendes Stück Papier enthält die Worte: „Mein lieber Sohn, die Kreuzblume ist im Begriff, herunterzufallen. Dubbedidum!"

**Vergiftungs-Erscheinungen** nach einer Einspritzung von Behring'schem Diphtherieserum beobachtete Dr. Rauschenbusch in Kirchen a. d. Sieg, wie er selbst in der gestrigen Nummer der „Berlin. klinisch. Wochenschr." mittheilt, bei seinem eigenen 10jährigen Töchterchen. Zwei von seinen Kindern waren an Diphtherie erkrankt und mit Serum in erfolgreicher Weise behandelt worden. Um nun die übrigen drei Kinder und das Dienstpersonal, welches mit den kleinen Patienten in Berührung gekommen war, vor der Ansteckung zu bewahren, machte er ihnen eine Einspritzung mit dem Behring'schen Schutzserum, und zwar Allen aus demselben Fläschchen. Während die Uebrigen keinerlei Erscheinungen zeigten, erkrankte das 10jährige Töchterchen recht schwer an einem Hautausschlag und ausgesprochener Herzschwäche, die der Vater auf den Einfluß des Serums zurückführte. Da die Uebrigen aber gesund blieben, so nimmt er eine besondere Disposition an, welche nach seiner Ansicht zur Verabfolgung geringerer Dosen auffordert.

**Byzanz in Schwaben.** Der „Stuttgarter Beobachter" schreibt: „Ein Stück Byzantinismus tritt uns beim Eingang der „Gewerbe-, Industrie- und Kunstausstellung in Heilbronn in fast beschämender Weise entgegen. Steht da ein großer, breiter Wirthschaftstisch von Tannenholz. Bei aller Achtung vor dem nützlichen Möbel, die ein Tisch im Haushalt einnimmt, muß man doch sagen, daß auch dieser Tisch eben ein ganz gewöhnlicher Tisch ist, den die Sonne erwärmt, wenn sie scheint, und den der Regen feucht macht, wenn es regnet, weil er im Freien steht, und der in gar nichts seine Kollegen überragt, als vielleicht durch seine ungewöhnliche Breite. Wir glauben, es ist auch nicht als ein besonderes Verdienst zu rechnen, daß sich dieser Tisch durch seine Breite erworben, ebensowenig wie der dickste Rettig im Korb wegen seiner rübenhaften Dickleibigkeit ein besonderes Verdienst hat. Aber, lieber Besucher, ein unter Glas und Rahmen angebrachtes Plakat belehrt Dich bald eines Besseren über die Geschichte dieses Tisches. In weithin lesbarem Druck steht folgende erstaunliche Begebenheit, welche dieser berühmte Tisch erlebt hat:

An diesem Tische
speisten Ihre Majestät
der König und die Königin
von Württemberg
am 1. Juni 1897.

So zu lesen unter der Regierung Hegelmaier's am Ende des neunzehnten Jahrhunderts."

**Der Deutscheste der Deutschen,** der Ober-Bismärcker Felix Dahn, in engerem Kreise auch als „Dichter" bekannt, im Uebrigen Professor, hat für die am Stadthause der deutschböhmischen Stadt Eger aus Anlaß der bekannten Vorgänge am 11. Juli anzubringende Gedenktafel folgende Inschrift gewidmet: „Das höchste Heil des Mannes ist sein Volk, Das höchste Heil des Volkes ist sein Recht, Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache, Dem Volk, dem Recht und unserer Sprache treu, Fand uns der Tag, wird jeder Tag uns finden." — Wie gesagt, Felix Dahn ist Bismärcker mit Leib und Seele. Wie wär's nun, wenn die dänischen Nordschleswiger, die Polen in Westpreußen und Posen dieser Spruch des allerdeutschesten Professors in ihre Muttersprache übersetzten? Nur möchten wir ihnen rathen, ihn nicht öffentlich sichtbar anzubringen, denn dank dem noch fortwirkenden Bismarck'schen Germanisirungssystem würde das unzweifelhaft Prozesse, mindestens wegen Hoch- und Landesverraths, zur Folge haben.

**Wieder ein ungeheurer Kulturfortschritt.** Ueber das unterseeische Torpedoboot in der Marine der Vereinigten Staaten, den „Holland" macht „Scientific American" einige interessante Mittheilungen. Das Boot wurde am 17. Mai d. J. von den Crescentwerften in Elisabeth-Port, New-Jersey, vom Stapel gelassen. Das Untertauchen des Bootes erfolgt wie bei dem französischen Unterseeboote „Gymnote" durch die Kraft der Schrauben und durch geneigte Steuer, ähnlich beweglichen Flügeln, wie diese bei den Whitehead-Torpedos angewandt werden, der Konstruktion der letzteren ist auch eine Vorrichtung entlehnt, die automatisch die Tiefenlage des Bootes regelt. Der „Holland" ist ungewöhnlich stark armirt und verfügt über drei Whitehead-Torpedos, die durch eine vorne liegende Röhre abgeschlossen werden, und über eine untermeerische Kanone, die auf dem Hintertheile angebracht ist. Mit den Torpedos kann eine Sprengladung von je 45 Kilo Dynamit auf eine Seemeile weit lancirt werden, während das Geschoß der Kanone durch das Wasser hindurch ein Ziel noch auf weite Entfernung zu treffen im Stande ist. Der Angriff dieses Torpedobootes auf ein Panzerschiff soll sich folgendermaßen vollziehen: Das Boot fährt so nahe als möglich heran und schießt ein gewöhnliches Geschoß ab, dann taucht es unter, um sich in Schutz zu bringen, noch einmal kommt es für kurze Zeit über Wasser, um genau die Zielrichtung aufzunehmen, taucht dann wieder unter und schießt seine Torpedos ab. Dann fährt es unter dem angegriffenen Schiffe hindurch und bohrt dieses durch einen Schuß aus der hinteren Kanone vollends in den Grund. Wenn der „Holland" sich bewährt, so gedenkt die Marineverwaltung der Vereinigten Staaten noch mehr solcher liebenswürdigen Kriegsfahrzeuge bauen zu lassen.

**Eine unnatürliche Mutter.** Aus Paris wird geschriegen: Trotz der Verurtheilung Gregoires, welcher sein Kind mißhandelt und ausgesetzt hatte, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, ist in der Pariser Vorstadt Batignolle ein ähnlicher neuer Fall vorgekommen. Die Mißhandlung des sechsjähren Georges Bozel, dessen Vater in einem Modegeschäft angestellt uno dessen Mutter Wäscherin ist, ging jedoch nicht vom Vater, sondern von der Mutter und der elfjährigen Schwester aus. Der von einer Nachbarin herbeigerufene Polizeikommissar traf das mißhandelte Kind mit fest zugebundenem Munde und gefesselten Händen auf seinem Bette liegend. Der Kopf und der übrige Körper zeigten zahlreiche Spuren von Stockschlägen und Nadelstichen. Der eine Arm war seit einem Monat gebrochen und in diesem Zustande gelassen worden. Als die Nachbarin die Anzeige bei der Polizei machte, hatte die Schwester dem kleinen Knaben mit einem kleinen Hammer die Lippen blutig geschlagen. Die Mutter kam nach Hause, als der Polizeikommissar zugegen war, und unter ihrem scharfen Blicke sagte der Knabe, daß nicht sie ihn mißhandelt habe. Die Mutter suchte Alles auf die Tochter abzuschieben, aber der Vater erklärte, daß die letztere nur auf den Befehl ihrer Mutter gehandelt habe und daß er schon lange an eine Scheidung denke, um ihr die Kinder zu entziehen. Die unnatürliche Mutter ist übrigens schon früher wegen der Mißhandlung ihres ältesten, seither verstorbenen Kindes zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden.

**Eine neue bulgarische Mordgeschichte.** In Sofia ist jetzt ein neuer Mordprozeß anhängig. Im Hofe eines Bazars zu Philippopel ist vor nicht langer Zeit von einem reichen Bürger der Stadt ein Monumentalbrunnen erbaut worden; seit Anfang Juni schmückt dessen Vorderseite eine weiße Gedenktafel, welche dem volksthümlichen bulgarischen Dichter und Humoristen Aleko Konstantinow gewidmet ist. Quer durch geht zwischen den Schriftzeilen ein breiter, goldener, schwarzumrandeter Streif. Der Leser merkt sofort, daß hier eine Zeile, die früher in den Stein eingemeißelt war, fehlt. Sie ist ausgemerzt worden. Was hier stand, war eine so flammende Anklage gegen die Regierung, daß sie auf höheren Befehl unterdrückt werden mußte. Unter dem Todesdatum Konstantinows (23. Mai d. J.) hatten nämlich die Anhänger des jäh verblichenen Schriftstellers die Worte anbringen lassen: „Ermordet von der herrschenden Horde." Thatsächlich ist Aleko Konstantinow meuchlerischen Mörderhänden zum Opfer gefallen. Eine knappe telegraphische Meldung über das Verbrechen ging damals durch die europäische Presse. Sie besagte weiter nichts, als das Konstantinow im Mai während einer politischen Agitationsfahrt, welche er mit dem ehemaligen oppositionellen Deputirten Dr. Takew machte, in der Nähe der Stadt Tatar-Bazardschik aus einem Hinterhalte erschossen worden sei. Am 23. Mai fuhren nämlich Takew und Konstantinow nach Tatar-Bazardschik. Es war schon ziemlich finster, als Beide den Wagen bestiegen. Ursprünglich hatte Takew links und Konstantinow rechts gesessen. Zufällig wechselten sie jetzt die Plätze. Ungefähr eine Stunde vor Tatar-Bazardschik krachte plötzlich auf der Landstraße von links her eine Gewehrsalve. Zehn bis fünfzehn Schüsse auf einmal waren auf die links sitzende Person abgegeben worden. Aleko Konstantinow war eine Leiche. Takew fuhr mit seinem todten Gefährten nach Bazardschik zum Polizei-Präfekten Pisanow, um von dem Verbrechen Anzeige zu machen. Pisanow hörte ihn nicht an, verließ unmittelbar darauf die Stadt und erstattete an seine vorgesetzte Behörde keinerlei Bericht. Trotzdem wurde die gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Dem energischen Staatsanwalt Meyer gelang es binnen kürzester Frist, die Thäter zu ergreifen. Schon während der Untersuchung sendete die Regierung den Staatsanwalts-Substituten beim Philippopeler Appellgerichtshof, Milkow, nach Tatar-Bazardschik, um dem Staatsanwalt Meyer in seiner schweren Aufgabe „hilfreich zur Seite zu stehen". Milkow wendete sein möglichstes daran, um den Staatsanwalt Meyer auf falsche Spur zu führen. Er machte die größten Anstrengungen, um dem Staatsanwalt die Idee einzuflößen, Takew habe den Konstantinow erschossen und die auf dem Thatorte gefundenen Gewehrhülsen absichtlich dorthin gelegt, um die Behörden zu täuschen. Er setzte dem Staatsanwalt mit derlei Dingen so stark zu, daß Meyer, wie es heißt, bereits nahe daran war, ihn selbst verhaften zu lassen.

---

vom nordamerikanischen Südstaatengeneral Slangter, welcher in Brownsville kommandirte, das Angebot erhielt, mit 25,000 kriegsgeübten Sezessionssoldaten die mexikanische Grenze zu überschreiten und in die Dienste des Kaisers zu treten. Marschall Bazaine unterstützte dieses Angebot des General Slangter auf das dringendste, allein Maximilian lehnte es kluger Weise ab.

Im Juni d. J. 1865 verheirathete sich der Marschall Bazaine mit einer reichen Mexikanerin.

Der Kaiser Maximilian schenkte dem Brautpaare am 26. Juni 1865 den Palast Buena-Vista (schöne Aussicht) nebst Garten und Mobilar — alles dem Lande Mexiko gehörig, im Werthe von über einer halben Million als Dank für die Dienste, welche der Marschall Bazaine „unserem Vaterlande" geleistet.

Damit nicht genug, erhielt der Marschall den Titel „Fürst von Mexico" und die reichen Staatsdomainen von Zongolica.

Den Titel lehnte der Marschall jedoch bescheidener Weise ab, nur Schloß und Staatsdomainen nahm er an.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten Bazaines wurden mit größtem Pomp auf Kosten der kaiserlich mexikanischen Regierung gefeiert.

Das Leben ist wechselvoll. Hätte sich Bazaine damals als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, wohl träumen lassen, daß er kaum sechs Jahre später in Paris wegen Landesverrath zum Tode verurtheilt und zu 20 Jahren Einschließung begnadigt werden würde?

Allerdings verdankte er seiner tapferen mexikanischen Frau nach einigen Monaten Festungshaft die Freiheit, denn sie verhalf ihn zur Entweichung.*)

Francois Achille Bazaine, geb. 13. Februar 1811 zu Versailles als Sohn eines Offiziers, widmete sich dem Militärdienst und diente in Algier, Italien und Mexiko. Im Kriege von 1870 erhielt er das Kommando des 3. französischen Armeekorps, mit welchem er sich nach dem 12. August auf Metz zurückzog.

Obgleich er von der republikanischen Nationalregierung zu Paris vielfach und energisch aufgefordert wurde, sich mit seiner Armee nach Paris zu begeben, kam er diesen Aufforderungen doch nicht nach, da er im geheimen Einverständniß mit dem sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befindlichen abgesetzten Kaiser Napoleon III. stand, hoffte letzterem mit Hülfe seiner noch völlig intakten Armee mit Waffengewalt wieder auf den Thron Frankreichs einsetzen zu können.

Am 27. Oktober jedoch mußte sich Bazaine wegen Mangel an Lebensmitteln mit 170 000 Mann ergeben.

Im Oktober 1873 wurde B. wegen Landesverrath angeklagt und vom Kriegsgericht am 10. Dezember einstimmig zum Tode nach vorhergehender Degradation verurtheilt, diese Strafe wurde vom Präsident Mac Mahon in zwanzigjährige Haft umgewandelt.

Am 10. August 1874 entfloh jedoch Bazaine mit Hülfe seiner Frau von der Inselfestung Sainte Marguerite bei Cannes; lebte fortan zu Madrid, wo er vor einigen Jahren gestorben ist.

Kaiser Maximilian, die Kaiserin Charlotte, Bazaine und dessen junge Frau sagten beim Hochzeitsmahl in den feenhaft beleuchteten Garten des Schlosses Buena-Vista, als Maximilian scherzhaft frug; Was mag eigentlich aus Juarez geworden sein, der alte Indianer scheint gänzlich verschollen."

„Ich habe ihn getroffen und kennen gelernt," antwortete Baizaine ernsthaft.

„Sie scherzen, Marschall," — entgegnete die Hochzeitsgesellschaft lachend.

„Nein, ich scherze nicht, lassen Sie sich erzählen: Als wir bei unserem Antiguerillakrieg die Feinde der Ordnung wie Spreu vor uns her trieben, gelangte ich mit meiner fliegenden Kolonne, welche von einigen berittenen Indianern geführt wurde, in der Sierra (Gebirge) de la Escondido in der Nähe der Grenze unseres Landes nach dem amerikanischen Staate Texas zu, an dem Rio (Fluß) St. Miguel, welcher in die Laguna (See) Guzmann sich ergießt. —

Die Indianer, welche uns führten, waren Rinderhirten aus der Rancho Mesa. Wir beabsichtigten Paso del Norte, wohin sich Juarez mit seiner Regierung zurückgezogen, zu überraschen, um Juarez gefangen zu nehmen oder ihn über den Fluß Rio Grande del Norte von Texas zu treiben. Wenn der Präsident nach der alten republikanischen Verfassung dieses Landes nämlich das Land verläßt, so ist seine Würde damit erloschen.

Es wurde uns jedoch mitgetheilt, daß Juarez nicht mehr in Paso del Norte weile, das Städtchen selbst aber sei durch nordamerikanische Flibustier besetzt.

Als wir den Lac Guzmann vor uns erblickten, trafen wir auf ein Indianerdorf.

Die Indianer waren beim Fischfang beschäftigt und man gewährte uns willig, was wir verlangten.

Zwei Indianer, halbnackt und barfuß, der eine weißhaarig, der andere stark ergraut, waren beschäftigt, mit einem kleinen Indianerkanoe das Ufer zu verlassen.

Unsere Führer sprachen in indianischer Sprache mit jenen, spanisch schienen sie nicht zu verstehen.

Die beiden Indianer ruderten einem Schilfdickicht zu, worin sie verschwanden.

Erst viel später wurde mir hinterbracht, daß der jüngere der Beiden Juarez gewesen, der ältere war ein Onkel von ihm.

Die Indianer kannten ihn alle, aber keiner verrieth ihn."

„Und mit solchem Gesindel muß man sich herumschlagen", erwiderte Maximilian lachend. (Forts. folgt.)

*) Da Bazaine eine der hervorragendsten Rollen im Drama von Mexiko spielt, so will ich seine Lebensbeschreibung hier in kurzen Worten einschalten.

Verantwortlicher Redakteur: August Kasch. Verlag: Theod. Schwartz. Druck von Friedr. Meyer u. Co., sämmtlich in Lübeck.